

Ich bin in Kappadokien. Fragt nicht, wie ich hierhergekommen bin. Mir schwirrt selber der Kopf, wenn ich etwas länger darüber nachdenke. So viele Ereignisse. So viel geschehen. Ein ganzer Sommer an Funken und Augenblicken, die durcheinanderfliegen. Sowie ich sie fassen will, lösen sie sich in der Luft auf wie ein Bienenschwarm oder stürzen sich in die Felsen. Ich sitze hier in einer wilden unabschbaren Felslandschaft, schräg am Hang etwas unterhalb von Uçhisar, einem Höhlendorf, wo ich Unterkunft gefunden habe. Das Land, egal wo ich hinschaue, ist zerklüftet, zerborsten, voller Einschnitte, Talrinnen, Höhlen und vom Wind geformter Steinskulpturen, die aus dem Boden ragen und eine Höhe von fünfzehn, zwanzig Metern erreichen können. Wenn man irgendwo in den Fels eintaucht, und sei es auch nur, um vor der aufsteigenden Sonne Schutz zu finden, ist man sich nie sicher, ob man an derselben Stelle oder in einem ganz anderen Nebental wieder auftaucht. Und wenn man dann ins Freie tritt, steht man vor einer Reihe von in die Tiefe gestaffelten Steinkegeln, auf deren Spitze pilzförmige Hüte sitzen. Hüte aus Stein, die nach oben konisch gewölbt sind, als wären sie aus dem Himmel angeschwebt und hätten sich auf den Felsen niedergelassen.

Die Schuhe rutschen, sowie man über eine Schräge geht. Überall Taubenschläge. Löcher, die in den Fels gehauen sind. Die Tauben, mit blauen Flügeln, flattern zwischen den Steinkegeln umher, sie schwingen sich ein paar Meter in die Höhe und lassen sich dann durch die Luft gleiten, bis sie in einer Nische verschwunden sind. Manchmal landet man in einer aufgegebenen Höhlenkirche, in der noch Fresken von Heiligen und

eingekratzte anatolische Namen zu lesen sind. Vor Zeiten müssen hier Mönche gewohnt haben. Auch in ein verlassenes Dorf bin ich gekommen, mit einer Moschee, die in den Fels gehauen ist. Früher, so scheint es, haben die Leute in den Tälern gelebt, dann sind sie hinaufgezogen nach Uçhisar, auf den Berg.

Der Stein. Wenn man mit der Hand darüberstreicht, hat man sofort eine Spur hinterlassen. An vielen Stellen ist er so nachgiebig, dass man glauben könnte, er müsse sich verformen wie ein Kissen, wenn man sich dagegenlehnt. Oft ist es auch gar kein Stein, sondern eine locker verklebte, verhärtete Vulkanschlacke, hell wie Wüstensand. Ins Tal hinab gibt es Sicheldünen und Sandzungen, zwischen denen hie und da einzelne Bäume wachsen und Nester von Grün bilden – es sieht mehr nach einer Fotomontage aus, die unzusammenhängende Dinge aneinanderfügt und surrealistische, phantastische Effekte erzielen möchte, als nach Wirklichkeit.

Sonst: große Stille.

Die wenigen Dinge, die ich bei mir habe. Der Rucksack, das Notizbuch, Sonnenbrille, Scheckkarte, ein Pullover.

Mein Körper ist eindeutig mit dabei. Nicht dass ihr denkt, ich spinne. Hier ist mein Fuß. Wenn ich an meine linke Hand fasse, fühle ich meine linke Hand. Und der Schreibstift, den ich zwischen den Fingern halte, erzeugt ein leises Kratzen oder Rauschen, je wie die Worte kommen. Ich sehe ihm zu. Ich lasse ihn über das Papier gleiten, damit er mir die Dinge hervorholt und klarer macht.

Töne in mir. Klänge. Eine Musik von anderswo, die mir in den Schläfen pocht. Es ist eine Musik, die aus den letzten Monaten herüberkommt und sich, mit dem Blut vermischt, in die Gedanken drängt. Der Rhythmus eines Tamburins. Eine Stimme, die sich darüberlegt.

Doch, doch, ich verdanke es verschiedenen Menschen, dass ich hier bin. Oder soll ich sagen, es waren Umstände, Folgen einer hypnotischen Nähe zu ihrer Stimme, ihrer Einflüsterung, ihrer eigenartigen Ausstrahlungskraft?

Als ich im Tal ankam, legte ich mich auf den Boden und bin eingeschlafen. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Ich lag eingerollt auf den Steinen in der Nähe eines Bachs, der sich durch die Felsen schlängelte (später merkte ich, dass er sich an den meisten Stellen einen unterirdischen Gang durch sie hindurch bahnte), und fühlte es wechselnd heller und dunkler werden um mich. Vielleicht waren es die Wolken, die vorüberzogen. Ich habe auch keine Erinnerung an die Träume mehr. Im Aufwachen blendete mich die Sonne. Weiter oben stand ein Pferd an der Böschung, es war ein Schimmel mit zottiger Mähne und leicht durchhängendem Rücken, der zwischen zwei Sträuchern das wenige Gras vom Boden rupfte. Kappadokien heißt das Land der schönen Pferde. So viel habe ich inzwischen erfahren. Vielleicht also war es ein Zeichen, dass ich willkommen war. Für einen Moment trafen sich unsere Blicke. Als ich aufstand, drehte der Schimmel seinen Kopf zu mir und schaute herüber, ohne jede Spur von Angst, allerdings auch ohne näherzukommen. Ich ging meiner Wege, wenn man von Wegen überhaupt sprechen kann. Ich folgte dem Lauf des Bachs, stieg mal über ihm durch die Felsen und kletterte dann wieder zu ihm hinunter. In der Tiefe wuchsen ab und zu Nussbäume, auch ein Granatapfelbaum leuchtete herüber, mit rötlichen Früchten, die an einzelnen Stellen aufgerissen waren, so dass ihr dunkles Inneres heraustrat.

Hinter einer Biegung dann, zwischen den Felskegeln, sah ich Rauch aufsteigen. Im Näherkommen erkannte

ich eine alte Bäuerin, die dort auf dem Felsvorsprung über ein Reisigfeuer gebeugt stand und Tee kochte. Sie trug ein Kopftuch, das sie über der Stirn ein Stück vorgezogen hatte, und schien sich nicht weiter um mich zu kümmern – kein Blick, der mir entgegenfiel, als ich den steilen, bei jedem Schritt rutschigen Pfad zu ihr hochging, als sei ich gar nicht vorhanden, dachte ich, oder als müsse man die Fremden hier wie Geister passieren lassen. Sie stocherte mit einem Stück Holz im Feuer, um die Glut anzufachen und den Teekessel, der, wie ich jetzt feststellte, aus zwei Teilen bestand, einem größeren Kessel für das Wasser und darüber, genau in die Öffnung eingepasst, einem kleineren mit dem Teesud, am Kochen zu halten.

Ich grüßte mit einem Kopfnicken.

Merhaba, sagte die Frau halb von mir abgewandt. Es war das erste türkische Wort, das ich in Kappadokien gehört habe. Neben ihr saß ein Mädchen in Jeans und rosa Turnschuhen, das ihre Enkelin sein musste. Und hinter ihr, das fiel mir erst etwas verspätet auf, hockte ihr Mann in einer Höhle, mich ruhig fixierend mit seinem Schnurrbart und einer Kappe, auf der das Wort ŞAMPIYON (Champion) geschrieben stand.

Ich wollte schon vorbeigehen, da hielt mir die Frau ein Glas entgegen. Çay, sagte sie. Tee. Ich weiß nicht, ob es als Frage oder Aufforderung gemeint war. Jedenfalls blieb ich stehen, und sie schenkte mir das kleine geschwungene Glas ein, erst den Teesud und dann das kochende Wasser bis zum Rand. Ich spürte eine Hitze in meinen Händen, die sich durch die Arme bis in den ganzen Körper verbreitete. Und als ich dann am Boden sitzend, auf dem schmalen Felsvorsprung, hinter dem es in die Tiefe ging, die Beine über Kreuz, meinen Tee trank und die Bäuerin ein weiches Sesambrot aus dem Tuch wickelte, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl,

dieser Moment und diese ganze Landschaft um mich müsse real sein.

Das Mädchen, neben mir, sah mich prüfend an.

Woher ich komme, wollten sie wissen. Ich entnahm es weniger ihren Worten, die mir unverständlich waren, als ihren Gesten und ihren fragenden Gesichtern. Um alles zu verkürzen, sagte ich: Aus Deutschland. Almanya.

Der Mann mit der Champion-Mütze lehnte sich nach vorn, ein kurzes Blitzen war in seinen Augen. Dortmund, sagte er. Er meinte wohl den Fußballverein. Denn kurz darauf kam das Wort: München. München.

Ja, sagte ich.

Während wir noch dasaßen, von Zeit zu Zeit ein Stück vom Sesambrot abrumpfend (es schmeckte leicht süßlich), tauchte plötzlich ein Reisigbündel aus der Tiefe auf und darunter ein Mann, der es über die Kante hob. Es war der Sohn der Bäuerin, der Vater des Mädchens, das mich die ganze Zeit wie einen Außerirdischen beäugte und jetzt, als er mich mit einem beiläufigen Blick begrüßte und schon wieder in Richtung Tal hinab verschwand, wo er offenbar Bäume ausschnitt und einen Streifen Land bearbeitete, etwas hinter ihm herrief. Er gab ihr Antwort von weiter unten, und eine ganze Weile setzte sich dieses Hin und Her ihrer Stimmen fort, ohne dass ich mitbekam, wovon sie sprachen. Vielleicht redeten sie über mich. Vielleicht waren es auch ganz andere Dinge. Ich war nur erstaunt, wie klar man jedes Wort über weite Strecken hören konnte und wie die Felsen um uns eine Art Schalltrichter ergaben, durch den die Stimmen weitergetragen wurden.

Inzwischen habe ich ein Zimmer bei ihnen bekommen. Sie wohnen am unteren Rand von Uçhisar (man spricht das: Útschisar), in einem sandgrauen Haus, das halb in

die Felsen gebaut ist. Mein Zimmer geht zum offenen Tal hinaus. Ein Bett, ein Teppich an der Wand, ein kleines Fenster, das eigentlich nur ein Guckloch ist. Gleich daneben liegen die Ställe in den Höhlen, Enten und Hühner gibt es da, auch allerlei Gerümpel, Holzkisten, Kartons. Es riecht nach alt gewordenem Obst und Kamille. Die Wände, soweit sie gemauert sind, bestehen aus porösen, großen, quaderförmige Steinen, es ist ein Tuffstein, ganz ähnlich wie der, den ich aus Apulien kenne. Aber davon ein andermal. Hinter den Häusern erhebt sich der enorm hohe Felsen von Uçhisar, der von unten bis oben von Tunneln und Höhlen durchlöchert ist. Ganz auf der Spitze weht eine Fahne. Wenn ich dort hochsehe, befällt mich jedes Mal ein leichtes Schwindelgefühl, der Boden beginnt zu schwanken, es ist seltsam, er schwankt, und ich spüre eine Benommenheit in mir.

Benommen, so sagt man doch.

Das Land hat mich bis zu zwei oder drei Zentimeter unter der Schädeldecke eingenommen, und darunter kreisen die Bilder, die Gesichter und Stimmen der letzten Wochen oder Monate, mein Besuch, meine Sommergäste – oder wie soll ich sagen? Sie überschneiden sich, werden fetzenweise sichtbar und gehen in andere Bilder über, Köpfe wandern quer, Augen und Abschiedsblicke, die sich mit nackten Füßen verbinden, Schreie aus Stille, ein Mund, der mir etwas nachruft, ohne dass ich einen Namen verstehen kann. Etwas hat mich aufgesucht. Etwas hat mich begleitet durch den Sommer.

Manchmal geschieht es, dass diese Bilder herauschwappen und eine Zeitlang über die Landschaft hinfliegen, wie Traumfetzen. Sie legen sich über die Felsen und sinken so flüchtig, wie sie gekommen sind, in sie ein. Keine Chance, sie festzuhalten oder zurückzuholen, sie sind sehr eigenwillig und lassen sich in keine Ord-

nung bringen, geschweige denn in Worte fassen oder mit den Augen von ihrem Hintergrund abtrennen. Wo verläuft denn die Grenze von Außen und Innen? Draußen das Land, das eine Ausstülpung des Inneren zu sein scheint, als wolle es uns weismachen, dass alle menschlichen Phantasien in ihm schon verwirklicht und versteinert sind. Und drinnen die Bilder, die nach außen drängen, voll heimlichem Fieber, Glühen.

Abends werden die Sandsteinfelsen, die geriffelten und geschwungenen Hänge weiß, mit Einschlüssen von Gelb, dahinter steigen die Felsen orangerot auf. Und ganz in der Ferne steht ein Vulkan, der diese Landschaft vielleicht gemacht hat.

Ein paar Worte, die ich gelernt habe. Zeit heißt zaman. Luft heißt hava. Danke heißt teşekkürler.

Morgens, wenn ich aus dem Haus trete, steht da immer ein schwarz-weißer Hund, der mir erwartungsvoll entgegensieht. Ich sage Immer, obwohl ich erst gut zwei Tage da bin. Keine Ahnung, warum er sich so sehr für mich interessiert. Er scheint niemandem zu gehören, begrüßt mich schon auf Entfernung mit einem Wedeln der Freude und geht mir nach – oder läuft sogar über die eingeschlagenen Pfade voraus, wenn ich mir eine Stelle weiter unten in den Steinen suche, ohne sich je aufzudrängen. Er bittelt nicht. Er will nur in der Nähe von mir sein. Was immer das heißen mag. Die Trennung von Schwarz und Weiß geht mitten durch sein Gesicht, die linke Kopfhälfte ist weiß, die rechte schwarz, und aus beiden sieht er mich mit dunkelbraunen Augen an.

Ich habe mir vorgenommen, hier zu bleiben und zu schreiben. Ich werde schreiben, so lange, bis sich die Fäden in meinem Kopf zumindest einigermaßen verbunden haben und die Geschehnisse bis in die Gegen-

wart eine Linie ergeben. Gut, ja, die Hand vor mir zeichnet oder verzeichnet ihre Buchstaben in wechselndem Tempo über die Seite hin, manchmal verharret sie auf der Stelle, manchmal kritzelt sie die Worte schneller, als ich denken kann, aufs Papier. Es geht auch ohne Computer und Smart-Phone, die irgendwo weit entfernt von hier in einer Ecke am Boden liegen und auf mich warten, wenn sie nicht längst in anderem Besitz sind.

Zurück kann ich sowieso nicht. Der Weg, den ich gekommen bin, ist versperrt, genauer: er ist verschollen, unauffindbar. Sowie ich versuche, ihn im Kopf oder, was ich tatsächlich probiert habe, mit den Händen und den Füßen zu ertasten, gerate ich in ein Labyrinth von Möglichkeiten und halben Erinnerungen hinein, aus denen sich keine Richtung ergibt. Es hat keinen Sinn, Schritt für Schritt rückwärts in der Zeit zu gehen. Ich muss einen Sprung bis ganz zum Ausgangspunkt der Ereignisse zurück machen und mir klar werden, wie alles losgegangen ist. Erzählen, was war.

Jetzt, wo ich das sage, hallt der Muezzin in meinem Rücken über das Tal hinweg. Es sind drei Stimmen, die an verschiedenen Stellen des Orts begonnen haben, einer singt am südlichen Dorfrand, wo ein kleines Minarett zwischen den Kegelfelsen aufragt (es ist fast nicht zu unterscheiden von ihnen), ein zweiter weiter hinten in den Häusern und ein dritter ganz auf der nördlichen Seite, in Richtung Nevşehir, wo die Straße nach Konya und Çatal Hüyük geht, sie rufen leicht zeitversetzt jeder für sich in einem eigenen Rhythmus und einer eigenen Stimmfärbung zum Gebet auf, aber jeder, so scheint es, auf den anderen hörend, in mäandernden, aufsteigenden, sich überschneidenden und dabei die verschiedensten Intervalle eingehenden Klangbögen – je nach der Luft, von der sie herübergetragen werden, klingen sie mal

lauter, mal leiser, wie Kommentare, Echos, Antworten, die sich gegenseitig bestärken und mir in die Haut gehen. Der Körper hat keine Einwände mehr, er nimmt sie auf und trägt sie in die Bewegungen der Schrift weiter. Hier sitze ich, am Ende eines langen Sommers – ausgesetzt, aufgewacht, am Ziel angelangt oder was? – in einem steinernen Wald von Feenkaminen und werde aufschreiben, was geschehen ist, von Anfang an.